

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauschaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltenen Zeilen ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauschaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Deutsche Polizeiwirtschaft.

* Leipzig, 14. November.

Eine Reihe skandalöser Fälle hat in der letzten Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal auf die deutsche Polizeiwirtschaft gelenkt. Dabei hat es an aufgeregtem Wesen und gewaltigen Worten nicht gefehlt, doch wird dadurch nach alter Erfahrung an jener Wirtschaft selbst nicht das Geringste geändert werden. Sie bleibt, wie sie ist, und der kleinste Gendarm fühlt sich noch durchaus nicht benachteiligt, wenn die größten Zeitungsbätter mit vernichtender Entrüstung über ihn herfallen; er weiß sehr gut, daß er dabei nichts riskiert, als etwa einen viel mehr ermunternden, als abschreckenden Rüssel seiner Vorgesetzten oder gar, wenn er seine Brutalität an Arbeitern ausgelassen hat, eine „eklatante Genugthuung“ in Gestalt des Allgemeinen Ehrenzeichens oder sonst einer patriotischen Auszeichnung.

Soll deshalb die Presse nicht den Fall Tampe oder die Fälle in Altona und Weimar an die große Glocke hängen? Gewiß soll sie das, aber sie soll diese Glocke beständig über die deutsche Polizeiwirtschaft läuten, und nicht bloß, wenn besonders skandalöse Fälle den stumpfsinnigen Philister einmal aufrütteln, weil ihm die Gefahr allzu dicht auf den eigenen werten Leichnam rückt. Von der Kritik der Presse und dem Einfluß, den sie durch diese Kritik üben kann, gilt so recht eigentlich das Wort, daß der Tropfen den Stein höhlt. Müßte sie erst den hundertsten Fall, weil er um einige Grade schensfälliger ist, als neunundneunzig andere Fälle, so spricht sie thatsächlich über diese neunundneunzig ihre Absolution aus. Sie kann sich dann auch gar nicht einmal beklagen, wenn die Regierung sich in dem hundertsten Falle damit begnügt, den schuldigen Beamten zu „rehabilitieren“, denn wenn man sich nur über die Ausnahmen aufregt, so giebt man damit mittelbar zu, daß für gewöhnlich alles in schönster Ordnung ist.

Es hängt damit zusammen, daß man die schimpfliche Passivität, womit man den neunundneunzig Fällen zusieht, durch besonders qualifizierte Empörung über den hundertsten Fall auszugleichen sucht. Eben dadurch wird der Aberglaube genährt, als ob der gemeingefährliche Schaden nicht in der täglichen polizeilichen Praxis, sondern in solchen verhältnismäßig immerhin seltenen, ganz exorbitanten Ausschreitungen liege, wie etwa dem Falle Tampe. Wir geben zu, daß es nicht immer leicht sein mag, in der natürlichen Empörung über die schimpflichsten Auswüchse der polizeilichen Praxis selbständig zu erwägen, daß politische Taktik und stilkliche Entrüstung zwei ganz verschiedene Dinge sind, und wir denken darüber um so milder, als gelegentlich auch wohl

einzelne Organe der Arbeiterpresse sich nicht ganz innerhalb der richtigen Grenzen gehalten haben. Es sei nur an die allzu große Aufregung über die russische Polizeiaufsicht erinnert, der, wie sich neuerdings wieder gezeigt hat, die deutschen Universitäten unterstellt sind.

Sicherlich kann man sich nichts Schmälicheres denken, als diese Thatsache, aber sie ist nichts weniger als neu; seit den Tagen Kozebus und Sands ist sie sogar aller Welt bekannt. Regt man sich also ungebührlich über die neuesten Intimitäten zwischen deutschen Hochschulen und russischer Polizei auf, so macht man jenen ein ganz unverdientes Kompliment. Man bestätigt dadurch mittelbar das, wie ein bekannter Parteiführer schon vor dreißig Jahren gesagt hat, „verfluchte Vorurteil“, als ob die deutschen Universitäten irgend etwas anderes wären, als Werkzeuge der Klassenherrschaft, als Werkzeuge des Militär- und Polizeistaats, dessen höherer Autorität sie sich unweigerlich zu fügen haben. Man trifft viel schärfer und greift dem Uebel viel tiefer an die Wurzel, wenn man sagt: Ja, dieses Ducken der deutschen Hochschulen unter die russische Polizeiaufsicht steht ihnen ganz ähnlich; so haben sie es immer getrieben und anders werden sie es niemals treiben, als wenn man Hyperbeln auf Hyperbeln türmt, weil die deutschen Universitäten die Immatrikulation russischer Studenten nur mit Genehmigung von Väterschens Schergen vorzunehmen wagen.

Ausprechen das, was ist — dies alte Heilmittel Fichtes und Lassalles — ist die einzige wirksame Waffe, die der Presse zur Verfügung steht, um die deutsche Polizeiwirtschaft wirksam zu bekämpfen. Wie die häßlichsten Auswüchse dieser Wirtschaft aus ihrer täglichen Praxis entspringen, so ist sie als besonders häßlicher Auswuchs der Klassenherrschaft doch nur ihr notwendiges Attribut. Unter diesem Gesichtspunkt wird dann aber sofort klar, daß und weshalb die bürgerliche Presse gar nicht zu jenem hartnäckigen und unablässigen Kleinkrieg gegen die Polizeiwirtschaft geneigt ist, der dieser auf die Dauer gefährlich werden könnte. Die bürgerliche Presse ist eben auch an der Klassenherrschaft interessiert, deren notwendiges Attribut die Polizeiwirtschaft ist und von der sie ihren besonderen Charakter erhält. Wenn sich die deutsche Polizei in einer Praxis gefällt, deren sich die französische oder gar die englische Polizei nicht entferten unterfangen würde, so aus dem Grunde, weil die bürgerliche Klasse in Frankreich und in England tapferer, selbständiger und unabhängiger ist als in Deutschland. Insofern kann man sogar sagen, daß keine Klasse an der deutschen Polizeiwirtschaft größere Schuld trägt, als die, die darüber am weitesten den Mund aufreißt, als die bürgerliche Klasse. Bei Lichte besehen, ereifert sie sich denn auch selbst über

die besonders skandalösen Fälle polizeilicher Ausschreitungen nur dann, wenn Angehörige der bürgerlichen Klassen darunter zu leiden haben. Charakteristisch ist der Fall in Weimar, wo eine bürgerliche Frauenrechtlerin einer verhältnismäßig leichten polizeilichen Belästigung auf der Straße ausgesetzt gewesen ist. Hier zeigt sich sofort, daß für die bürgerliche Presse der „Skandal“ dieses Falles nicht sowohl in der polizeilichen Belästigung selbst liegt — denn gleichen und oft sehr viel schwereren Belästigungen sind Arbeiterfrauen und Arbeitermädchen tagtäglich ausgesetzt — sondern in der Thatsache, daß eine „Dame“ einmal davon betroffen ist. Diese Dame selbst macht aber nicht nur einen Heiden spektakel — was wir ihr durchaus nur zur Ehre anrechnen — sondern erklärt auch feierlich, bisher habe sie nur geglaubt, daß der Fehler in dem Gesetze liege, aber jetzt habe sie auch entdeckt, daß die Polizei in höchst eigener Person einen Mißgriff begehen könne. Naiver konnte sich das bürgerliche Proletariat — wenn es uns erlaubt ist, so zu urteilen, denn die herrliche Dame bedroht jede skeptische Auffassung ihres Märtyrertums mit einer Injurienlage — nicht wohl kundgeben, als es eine Vorkämpferin der bürgerlichen Frauenbewegung mit jener Neuerung gethan hat.

Einen wirklichen, rücksichtslosen Kampf gegen die deutsche Polizeiwirtschaft führt heute nur die Arbeiterklasse, und sie wird diesen Kampf um so wirksamer führen, je principeller sie ihn aufsaßt. Das deutsche Bürgertum hat die Zeit verpaßt, wo es die Polizeiwirtschaft, wenn nicht ganz ausrotten, so doch beschneiden konnte; es kann wohl noch räsonnieren, aber an den Hörnern packen kann es den Stier nicht mehr, und selbst wenn es sich diese Kraftprobe noch leisten könnte, würde es sie sich nicht einmal leisten wollen. Beweis dafür die Zeit des Sozialistengesetzes, wo sich die Polizei die ärgsten Brutalitäten gegen Arbeiter erlauben durfte, ohne daß die bürgerlichen „Begner aller Ausnahmengesetze“ auch nur zu mucken wagten.

Die sozialdemokratische Partei bekämpft die Polizeiwirtschaft unter allen Umständen, gleichviel ob sie sich ihre Opfer aus der Bourgeoisie oder dem Proletariat holt, aber sie führt den Kampf nicht mit bürgerlicher Halbheit, sondern schneidet auch hier aus ganzem Holze.

Politische Uebersicht.

Der Oberste der Philister.

Immer zu der Stunde der allgemeinen Gefahr entdeckt Eugen Richter seine wahre Mission als Staats- und Gesellschaftsrevisor. Vor einem Jahrzehnt verkörperte sich das schlechte Gewissen der bürgerlichen Apologetik in diesem Gegenwartsstaatsanwalt, und heute macht er sich als Sando Panza für die brotucherischen Donquichoten nützlich. Vor zehn Jahren,

Seuilleton.

Der Grabenhäger.

Roman von Wilhelm von Polenz.

Mara konnte dem ungünstigen Urteil ihres Mannes über Pastor Grütinger nicht beipflichten. Mochte dem Manne auch feinerer, gesellschaftlicher Schlich abgehen, er war ein eifriger Seelsorger, der es ernst nahm mit seinen Pflichten. Ueberall in den Katen war Mara auf Spuren seiner Thätigkeit gestoßen. Seine Schroffheit wurde reichlich aufgewogen durch seine Pflichttreue. Auch ein anderer Vorwurf, den Erich dem Geistlichen gemacht hatte: daß er ein verkappter Freigeist sei, wurde für sie widerlegt, als sie ihn jetzt am Lager der Sterbenden sah. Solche Worte über die Erlösung konnte nur einer finden, dem es heiliger Ernst war mit dem Glauben; so zu trösten vermochte nur ein Christ, der selbst von diesem Troste überzeugt war. Der Ehemann der Sterbenden war mit seinem Gespanne auf dem Acker. Die Kinder umstanden das Lager; sie waren noch zu klein, um zu verstehen, was mit der Mutter vorgehe. Die unglückliche Frau rang schwer mit der Sorge, was nach ihrem Tode aus den Hinterlassenen werden sollte.

Mara war tief erschüttert. Sie fühlte das Bedürfnis, hier helfend einzugreifen; mit dem bloßen Hinweis auf Gottes Güte konnte man diese Mutter nicht dahinfahren lassen. Die Sorge um die Hinterbliebenen sollte ihre Sache sein, versprach sie der Sterbenden. Pastor Grütinger hatte damals kein Wort der Anerkennung geäußert; aber Mara fühlte es in Zukunft

aus seinem Verhalten, daß sie an jenem Sterbelager sein Vertrauen gewonnen habe.

Sie traf den Geistlichen jetzt öfter; die Beratung über das, was für die Waisen zu geschehen habe, führte sie zusammen. Bei solchen Gelegenheiten ließ sich Mara wohl mit ihm in ein Gespräch ein über die Dinge, die ihr gerade am Herzen lagen.

Man befand sich im Grabenhäger Parke nicht weit von der Kirche, die mit Pfarrhaus und Gottesacker von den herrschaftlichen Anlagen eingeschlossen lag wie ein kleines Eiland.

Mara war mit dem Geistlichen eben bei Leuten gewesen, die im Auszuge begriffen waren. Sie hatten Verwandte in Amerika — aus Grabenhagen war vor etwa zwanzig Jahren ein ganzer Trupp übers Wasser gegangen und Jahr um Jahr zogen diese Auswanderer neue Nachzügler aus der alten Heimat hinüber. — Es war ein trauriger Anblick gewesen: vor dem Katen ein städtischer Möbelwagen. Die Familie war zahlreich, einige halberwachsene Kinder dabei, das kleine Volk schrie und weinte, die Erwachsenen liefen kopflos durcheinander. Einige Nachbarn halfen beim Aufpacken der Liebensachen. Wie meist in solchen Fällen, wollten die Leute eine Menge mitnehmen, was sie auf der Fahrt nur belästigen mußte, und das ihnen drüben nichts nützen konnte.

Auf die teilnehmenden Fragen der jungen Gutsherrin, was sie in der Fremde beginnen wollten, waren nur einsilbige Antworten erfolgt. Die Leute schienen verstockt und widerwillig. Blickeicht argwöhnten sie, daß ihnen zum Bleiben zugeredet werden sollte.

Mara lenkte in eine mit alten Kastanienbäumen bestandene Allee ein; durch die Oeffnung, welche die gewölbten Baumstämme bildeten, leuchtete der Siebel des

Ferrenhauises mit seiner stattlichen Fensterzahl, am jenseitigen Ausgange lag das bescheidene Pfarrhaus.

„Warum fühlen sich die Menschen hier nicht glücklich?“ fragte Mara, gewissermaßen ihre Gedanken laut zu Ende denkend.

Grütinger blickte die Gutsherrin prüfend an, bei sich erwägend, ob sie die Person sei dazu, die volle Wahrheit zu ertragen.

„Ich werde etwas sagen, das Sie höchst wahrscheinlich verdröhen wird, Frau von Kriebow!“ meinte er nach kurzer Pause.

Mara zuckte nur die Achseln. „Gut denn! Wenn Sie meine Ansicht in dieser Frage wissen wollen: die Schuld an der jetzigen traurigen Verfassung der Gemüter ist nicht von gestern und heute; die Sünden der Väter kommen eben über die Nachgeborenen. Die historische Entwicklung der Dinge Ihnen darzulegen, ist nicht meine Sache: wie die Leute in die Hörigkeit gekommen sind, und wie sie angeblich daraus befreit wurden, nur um einem mindestens ebenso schlimmen Geschick zu verfallen, dem der völligen Schutzlosigkeit. Denn was anderes ist denn der jetzige Zustand als Vogelfreiheit! Sie haben kein Land, sie haben kein Haus, nur ihre Fäuste haben sie, und die Mäuler ihrer Kinder, die gesättigt sein wollen. Aber sie haben die Freizügigkeit und den freien Arbeitskontrakt; schollenpflichtig ist niemand mehr. Und von diesen Rechten wird dann auch reichlich Gebrauch gemacht. Sie haben noch keinen Pachttag hier erlebt, Frau von Kriebow; gehen Sie dann einmal hinaus auf die Landstraße; es ist ein trauriger Anblick, aber er ist lehrreicher als hundert Bände wissenschaftlicher Abhandlungen. Wagen an Wagen umziehender Gutstagehörer, die mit ihrem bißchen Hausrat und Vieh und mit ihren Kindern auf der Straße dahinfahren, han Zigeunern gleich. Woher soll denn auch dem Katen-